

Ein vergessenes Wintersonnenland

Autor(en): **Beck, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aber doch recht artig und zutunlich. Kapri gab bei der Heimkehr bekannt, daß der junge Butti die Prokura der Bank erhalten habe. „Ein tüchtiger Mann, ohne Frage“, schloß er, „und reich, sapristi! Sein Oheim hat ein goldenes Nest und wird diesen als Küchlein hineinsetzen.“

Auf diese Rede gab niemand eine Antwort und für dieses Mal ging man darüber zur Ruhe.

Indessen zeigte der junge Butti fernerhin eine schöne Anhänglichkeit und einen entschiedenen gesellschaftlichen Eifer. Er fehlte wohl an keinem der schönen Abende, die den obligaten Spaziergang des Hauses Eynar möglich und wahrscheinlich machten. Sein Benehmen war nicht besonders hofmäßig. Ja, er zeigte offensichtlich das Bestreben, sein Selbstbewußtsein zu mäßigen zugunsten einer artigen Höflichkeit. Er widersprach selten und nur mit Maß. Sein graues Auge zeigte oft eine biedere Fröhlichkeit. Seine Stimme war zwar immer etwas heiser und seine ausgeprägten Lippen gaben seiner Ausdrucksweise gerne etwas Schlapperndes. Aber die kräftigen Zähne zeigten ein gesundes Gelb, das Merkmal dauerhaften Zahnschmelzes, und seine hohe Stirn erschien bedeutend, da sie bis weit in die hübschen Wollhaare hinein reichte. So, mit eingezogenem Kreuz, zurückgeworfenen Schultern und gut gekleidet, war er recht präsentabel und machte einen herzlichen und gewinnenden Eindruck. Seine Mühe war auch nicht umsonst. Man begegnete ihm achtungsvoll und zuvorkommend, der Doktor mäßig, Frau Agnes etwas mehr, Kapri mit Auszeichnung. Er nahm hin und wieder die Gelegenheit wahr, sein Wort an Florentine zu richten, sehr höflich, geschickt und mit einer ausgeprägten Wohlmeintheit. Sie suchte ihn nicht, wich aber auch nicht aus. Ihr Haar wurde in dieser Zeit plötzlich dunkler, beinahe schwarz, und sie trug es nicht mehr in der Mitte geschheitelt und mit einem kleinen Knoten am Hinterkopf, obwohl ihr das recht gut gestanden und ihr einen weichen und mädchenhaften Ausdruck verliehen hatte. Sie trug nun die Haare glatt an den Kopf gepreßt, der so, mit der feinen, klaren und etwas harten Stirn, der schmalen Nase mit den bebenden Rüstern, dem energischen, dünnen Munde und dem eigenwilligen, kapriziösen Kinn, einen noch bestimmteren Ausdruck vollendeter Schönheit erhielt, mit der weichen Härte edler Bronze. Sie stand ihm ohne jede Unsicherheit Rede und Antwort, flug und etwas zurückhaltend, mit einem Worte: sehr korrekt, wenn dieses Wort, das so oft über sie gebraucht wurde, wiederum angewandt werden soll. Es mußte angewandt werden, denn es gab kein anderes, das bezeichnend gewesen wäre und das alles bei ihr beherrschte, auch das Schnellende ihrer ranken, schlanken Glieder, die Werve ihrer Gesten und die melodische Bornehmtheit ihres Gehabens.

„Ein hübscher Ausblick“, sagte er zu ihr gewendet und wies mit seinen etwas kalten, grauen Augen und einem leichten — man möchte sagen Grinsen über das Land, dort, wo es sich jenseits des Schlosses unter dem grünen Abgrund weitete und schon durch eine leise Farbigeit den Herbst anzeigte.

„Ja, sehr hübsch“, sagte sie und wies mit der Spitze ihres nadeldünnen Schirmes in ungewisse Fernen, mit schlanken Armen und langen nervigen Fingern, die kraftvoll und doch leise zitternd plötzlich den Griff umspannten. Aber bei den wenigen Worten, welche sie sagte, hatte ihre Stimme

harte Kehllaute und die klaren Augen zeigten keine goldenen Funken mehr.

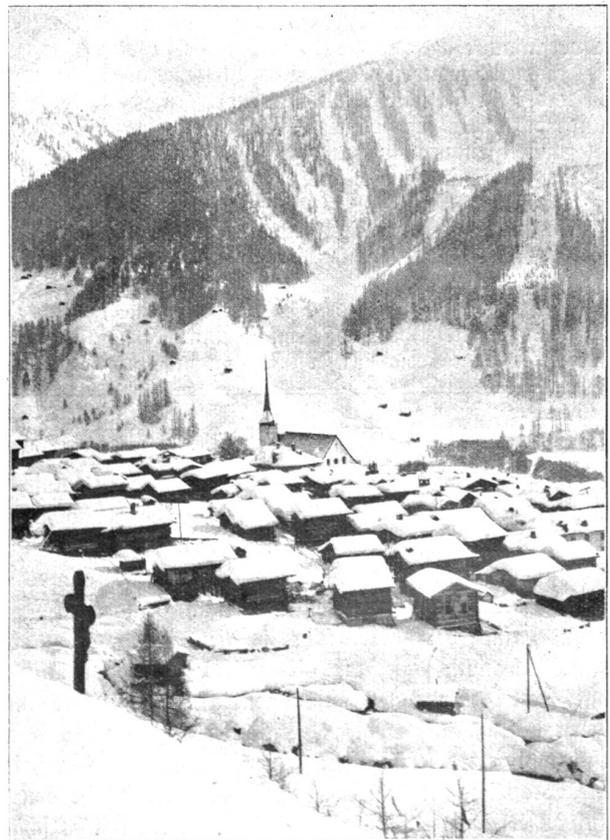
Butti machte allerlei Anstrengungen, das gesellschaftliche Leben zu fördern und zeigte sich betriebsam im Erfinden und Anbieten von Plänen. Seine Idee, einen Regelklub zu gründen, fand jedoch wenig Anklang. Der Doktor war durch die Unregelmäßigkeit seiner Praxis gehemmt, der Bolontär, der übrigens bald nach Hause reisen sollte, wurde nicht ganz für voll angesehen, und Kapri war bei den schlechten Aussichten für Liquidation.

(Fortsetzung folgt.)

Ein vergessenes Winter Sonnenland.

Von Fritz Bed, Thun.

Dreimal in Wintertagen fährt die meterspurige Dampfbahn von Brig nach Münster und überwindet auf 44 Kilometer Länge einen Höhenunterschied von 700 Metern; natürlich geht es dabei nicht ohne Zahnradstreden und selbst einem Kehrtunnel mit 11 Prozent Steigung ab. Aber interessant ist die Fahrt, und die bequemen Wagen sind gut geheizt. Spärlich sind die Reisenden, spärlich auch die Skifahrer, und die Bahn, die bis Oberwald mit jeder Fahrt für 70 Franken Kohlen frißt, Schmiere noch extra, macht im Winter hübsche Defizite. Doch als die alte verkrachende Gesellschaft B. F. D. seinerzeit den Betrieb einstellen wollte, sagten die biedern Gomser: „Bitte, fahre doch.“ Es ist hauptsächlich dem Unternehmungsgestalt des Herrn Marguerat, Direktors der Visp-Zermatt-Bahn, zu verdanken, daß die Weiterexistenz der Furka-Oberalp-Bahn gesichert werden konnte. Er hat Sportbillette Brig-Münster zu Fr. 5.— oder Brig-Oberwald (50 Kilometer!) zum bescheidenen Preise von Fr. 6.— eingeführt. Die Bahn ist



Blick von der St. Antoniuskapelle auf Münster (Oberwallis).
(Phot. Schneider, Thun.)

sehr populär; wenn im Winter meterhoher Schnee liegt, wird die Landstraße zwischen einzelnen Dörfern oft nicht mehr freigemacht; wer keine Skier hat und kein Kleingeld zur Bahnfahrt, der geht dem Bahnkörper entlang oder fährt oft sogar auf Pferdeschlitten auf dem Bahntrassé.

Münster, die zweitgrößte Ortschaft nach Fiesch im Oberwallis, liegt auf einem Schuttkegel des Münsterbaches 1350 Meter über Meer, sonnig wie so viele Walliser Dörfer und die Häuser gruppieren sich, eng aneinander geschmiegt, um eine mächtige Kirche, wie die Küchlein um ihre Henne. Früher, als weder Auto noch Bahn den Verkehr an sich zogen, war das stattliche Gasthaus „zum goldenen Kreuz“ und „Post“ das Absteigequartier vieler Reisenden. Jetzt ist es still geworden, besonders im Winter, und selbst der abgehärtete Skifahrer schläft nicht gerne in ungeheizten Zimmern, wenn er schneebedeckt heimkommt und draußen das Thermometer unter 20 Grad sinkt. Die rührigen Skiclubs von Brig und Münster haben daher eine Wohnung mit großem „Giltstein“-Ofen gemietet und behaglich eingerichtet. An schönen Ausflügen selbst ins winterliche Hochgebirge (Nufenenpaß, Griesgletscher, Blindenhorn u.) fehlt es nicht. Keine mondänen Sportgirls und Gigerl ärgern dich; du bist allein mit den schlichten Talenteuten. Wie lange noch? — Vom Sonnenland wollte ich schreiben. Ja, sie weißt viel da, die liebe Wintersonne, wenn auch oft der Nebel bis Fiesch hinaufschleicht, Münster ist hell. Etwas spät erscheint sie zwar Mitte Winter über den hohen Grenzbergen, verweilt dafür abends um so länger, da das Goms von Ost nach West orientiert ist und die letzten Strahlen viel später als z. B. Zermatt genießt. An kristallklaren murmelnden Bächen, im glühenden Schnee, wenn die Sonne auf den Pelz brennt, da ist gut sein am Busen der Natur.

„Das sind nicht mehr die ird'schen Räume,
Ich schaue himmelwärts und träume.“

Auf Bergeshöh'.

Die Sonne sinkt, die Berge schweigen,
Es glühert über dem tiefen Schnee.
Zerzaufte Wettertannen sich neigen
Und klagen ächzend ein uraltes Weh.

Es flammet an den steilen Flüssen,
Es strahlet und leuchtet an jedem Hang.
Die höchsten Zaden im Abendschein glühen
Und meine Seele wird Gesang.

Hermann Hofmann.

Sollen unsere Kinder an unserer Not mittragen helfen?

Die Frage greift mitten hinein in ein Problem, das seit Weltbeginn besteht, gegenwärtig aber, zur Zeit dieser gewaltigen, wirtschaftlichen Krise eine akute Form angenommen hat. Um sie richtig zu beantworten, müssen wir uns vorerst mit dem Wesen des Kindes etwas beschäftigen. Das Kind ist wie eine kleine aufbrechende Blume, es braucht Licht, Sonne und Schutz zu seinem Gedeihen. Sein Gemüt ist weich wie Wachs, alle Eindrücke prägen sich tief ein, traurige ganz besonders. Wir alle haben schon verschüchterte, arme Kinder gesehen, die fast nur auf Härte, Rohheit und Grobheit in ihrer Umgebung eingestellt waren und unter freundlichen Worten nur langsam auftauten. Entweder leidet



Dorfstraße in Münster (Oberwallis).

ein solches Kind unsäglich, oder es verschließt sich selbst in einen Panzer von Härte gegen die Püffe der Außenwelt. Doch es braucht sich bei unserer Frage nicht einmal um diese extreme Form von Kindernot zu handeln. Es braucht sich nur darum zu handeln, ob wir ihm den natürlichen Boden für seine Entwicklung bereiten. Das Kind ist nicht verantwortlich für sein Dasein, wir aber sind es. Wir haben also Pflichten ihm gegenüber und zwar nicht nur diejenigen des körperlichen Unterhalts, sondern auch diejenigen der geistigen Fürsorge. Nun ist es selbstverständlich, daß auch der Kinderhimmel nicht immer blau sein kann und daß trübende Wolken, Regen und Sturm ab und zu gar nicht schaden. Es ist für ein Kind von Vorteil, wenn es früh schon weiß, in welchen Verhältnissen es aufwächst und wo die Grenzen seiner kindlichen Wünsche sind. Aber zwischen einem natürlichen Abfinden mit seiner Lage und einem bewußten Aufbürden der elterlichen Sorgen auf die schwachen Schultern der Kinder ist noch ein großer Weg. Wo Jammer und Klagen das tägliche Brot würzen, da erstickt der Bissen im Hals und wo noch Zank und Unordnung dazu kommen, wie das bei Notlagen oft der Fall ist, da ist der Nachwuchs eines solchen Hauses zu bedauern.

Gewiß, es gibt Notlagen in abgelegenen Bergbauernhäusern, die zum Himmel schreien. Was zur Stützung solcher Menschen getan wird, ist wie der Tropfen auf den heißen Stein. Aber mit Klagen und Jammern kommen wir solcher Not nicht bei, wir machen sie nur schlimmer, und was noch ärger ist, wir tragen dazu bei, daß unsere Kinder schon in ihrer Jugend flügelarm werden und dieses traurige Leben nicht wert genug halten, ihre ganze Kraft für eine Bessergestaltung einzusetzen. Das darf nicht das Facit unserer Notlage sein. Nicht umsonst heißt es: „Not lehrt beten“ und „Wo die Not am größten, da ist Gott am nächsten“. Ja, Not lehrt beten und vertrauen. Not macht erfinderisch. Mit allen Kräften suchen wir uns daraus herauszuarbeiten. Jener Pächtersknecht, der so für sein Leben gerne einen kleinen Motor gehabt hätte für seine selbstgemachten Maschinen, suchte sich die Bestandteile durch kleine Verdienstmöglichkeiten selbst zu erwerben und brachte es wahrhaftig dazu, den heiß erwünschten Motor zusammenzustellen und in Betrieb setzen zu können. Und jene Frau, die zu arm war, um Seife zum Waschen kaufen zu können, machte sich aus Soda und Abfallfett selbst eine gute, brauchbare Schmierseife. Ihr Bedürfnis nach Reinlichkeit hat nicht unter der Not gelitten. Ein Bauer sagte mir kürzlich: Die Krise kam nicht umsonst, wir haben schon viel gelernt